



**J.B.METZLER**

# 1 Einleitung

Bibliotheken stellt man sich als Paradies vor (Jorge Luis Borges), als Kapital, das unberechenbare Zinsen spendet (Goethe), freilich auch als Labyrinth (Nikolaus Wegmann) oder als Einrichtung, die die Bücher unter Verschluss hält (Umberto Eco). Bibliotheken stellen »zwischen den Gedanken jede beliebige Verbindung und jeden Anschluß« her (Robert Musil, *Der Mann ohne Eigenschaften*), in ihnen herrscht der »Geist der Ordnung und Reinheit« (Adalbert Stifter, *Der Nachsommer*). Aber man liest auch: »It was a pleasant room, the library at Newlands, for anyone who did not wish to read books.« (Vita Sackville-West: *Family History*).

Deshalb liegt es nahe, dieses Handbuch mit einem Blick auf die Bibliothek als Metapher zu beginnen (Stefan Gradmann, Kapitel 2.1): Taugt der metaphorisch aufgeladene Begriff noch, netzbasierte Formen der Wissensorganisation zu konnotieren? Jenseits dieser Frage geht es zunächst freilich darum, Bibliotheken, deren Existenz einfach nicht zu leugnen ist, in der Gesellschaft zu verorten. Konrad Umlauf bedient sich dazu einer systemtheoretisch motivierten Perspektive (Kapitel 2.2). Dieses Subsystem hat zwar eine mehr oder minder eigenständige Reflexion, die Bibliotheks- und Informationswissenschaft, hervorgebracht, aber eine theoretische Erklärung seiner selbst nur in Ansätzen geliefert (Konrad Umlauf, Kapitel 2.3.).

Elmar Mittler (Kapitel 3) wendet sich der Rolle der Bibliotheken als Gedächtnisinstitution zu und untersucht Gemeinsamkeiten mit und Unterschiede zu den benachbarten Gedächtnisinstitutionen Archiv und Museum. Während für Museen kaum in Frage gestellt wird, dass sie physische Räume benötigen, um ihre körperlichen Objekte zu lagern und zu präsentieren, richtet sich an Bibliotheken immer lauter die Frage, ob sie noch reale Räume benötigen: Kann die digitale Bibliothek nicht einfach ein Server sein, dessen Benutzung ausschließlich über Datenetze geschieht? Jonas Fansa (Kapitel 4) zeigt, dass die Bibliothek als physischer Raum in der netzorientierten Welt eine neue Attraktivität gewinnt.

Das Kapitel 5 mit seinen 14 Unterkapiteln vermisst die Bibliothek als Wissensraum. Zunächst sollen die Begriffe Information und Wissen, wie sie im

Kontext von Bibliothek einen Sinn machen können, erörtert werden (Hans-Christoph Hobohm, Kapitel 5.1). Dann verortet Markus Krajewski (Kapitel 5.2) die Bibliothek im Wandel der Wissensmedien. Auf diesem Hintergrund kann Hermann Rösch (Kapitel 5.3) die Dienstleistungen der Bibliothek aufblättern. Da sind zunächst die Bestände (Konrad Umlauf, Kapitel 5.4) – je weiter man sich von publizierten Langtexten entfernt, desto unklarer werden Zuständigkeiten im Verhältnis von Bibliothek zu Archiv und Medienarchiv, Museum und Mediensammlung.

Spricht Krajewski von der Bibliothek als medialem Maschinenraum, ohne sein Funktionieren im Detail in den Blick zu nehmen, so ist es nun an der Reihe dies zu tun. Stefan Gradmann (Kapitel 5.5) erklärt, wie die Elemente dieser Maschine Bibliothek so ineinandergreifen, dass die von Musil gemeinten Verbindungen und Anschlüsse zwischen den Gedanken sich sinnträchtig herstellen und dies wirklich maschinell geschieht, nämlich maschinenlesbar auf Basis von interoperablen Standards des Informationsmanagements (Metadaten). Damit greift die Vernetzung über den Bereich der Bibliotheken hinaus. Michael Hohlfeld, Birte Lindstädt, Uwe Rosemann und Bernhard Tempel beschreiben Strukturen und Institutionen dieser Vernetzung im Einzelnen (Kapitel 5.6).

Digitale Bibliotheken – Michael Seadle unternimmt es, den ominösen Begriff zu erklären (Kapitel 5.7): Bis zum Ende des Mittelalters umfassten die Sammlungen in Bibliotheken einzig Handschriften. Heute sind Handschriften ein Spezialgebiet in Bibliotheken; Bibliotheken haben den historischen Medienbruch nicht nur verkräftet, sondern umgekehrt war er ohne sie nicht zu bewältigen. Morgen und zum Teil bereits heute sind Druckwerke ein historisches Spezialgebiet in Digitalen Bibliotheken; in ihrem Zentrum stehen Digitalpublikationen. Maxi Kindling weitet diesen Gedanken aus (Kapitel 5.8): Forscher benötigen keineswegs nur Netzpublikationen, sondern den Zugriff auf Primärdaten, ferner Software zur Auswertung der Primärdaten und zur Bearbeitung der Untersuchungsergebnisse, schließlich Kommunikations- und Publikationsplattformen. Dabei neigt die Wissenschaft, jedenfalls soweit

sie öffentlich finanziert wird, mehr und mehr zur Open-Access-Publikation, also dazu, ihre Forschungsergebnisse mit Unterstützung durch Bibliotheken so zu publizieren, dass sie über das Internet kostenfrei zugänglich sind (Birgit Schmidt und Margo Bargheer, Kapitel 5.9).

Neben derartigen jungen Aufgaben bleiben den Bibliotheken angestammte Aufgaben erhalten, erfordern aber teilweise neue Ausformungen oder Variationen. Reinhard Feldmann (Kapitel 5.10) behandelt die wachsenden Anstrengungen für die Erhaltung historischer Bestände, Reinhard Altenhöner (Kapitel 5.11) die Bemühungen um die digitale Langzeitarchivierung.

Die Öffentlichen Bibliotheken haben im Allgemeinen nicht die Aufgabe der Bestandserhaltung. Mit ihrem Engagement für die Leseförderung (Gudrun Marci-Boehncke und Stefanie Rose, Kapitel 5.12.1) sind sie auf andere Weise zukunftsorientiert. An die Aufgabe der Leseförderung schließen sich in der Logik des Dienstleistungsportfolios wie in der Abfolge der Kapitel die Aufgaben der Vermittlung von Informationskompetenz (Sabine Rauchmann, Kapitel 5.12.2) und die Unterstützung des lebenslangen Lernens (Richard Stang, Kapitel 5.12.3) an. Konrad Umlauf beleuchtet unter der Überschrift Programmarbeit (Kapitel 5.13) die Praxis der Veranstaltungen, wie sie in fast allen Bibliotheken beliebt ist.

Zu den Leistungen von Bibliotheken gehört auch die eigene Forschung. Sie richtet sich zunächst auf die Zielgruppen der Bibliothek, ihre Bedarfe und Optionen: Benutzerforschung (Simone Fühles-Ubach, Kapitel 5.14.1). Die Bibliothek als forschende Einrichtung widmet sich sodann unter buch- und kulturwissenschaftlichen Fragestellungen ihren Beständen und untersucht deren Provenienzen und Kontexte, Inhalte und Zusammenhänge (Reinhard Laube und Georg Ruppelt, Kapitel 5.14.2). Künftige Forschungsaufgaben umreißt Heike Neuroth: die syntaktische und semantische Interoperabilität heterogener Daten, der Umgang mit großen Datenmen-

gen, neue Formen der Kooperation zwischen Gedächtnisinstitutionen und technischen Infrastrukturen (Kapitel 5.14.3).

Die folgenden drei Kapitel fokussieren Themen, die in den vorangehenden Kapiteln je schon angesprochen wurden, aber jetzt im Zusammenhang behandelt werden sollen: Was wissen wir über die Nutzer von Bibliotheken (Kapitel 6, Simone Fühles-Ubach)? Wer sind die Träger von Bibliotheken (Eric W. Steinhauer, Kapitel 7)? Wie funktionieren Bibliotheken als Betriebe, in denen Mitarbeiter unter dem kalten Stern der Knappheit von Geld und Zeit Dienstleistungen erzeugen (Cornelia Vonhof, Kapitel 8)?

Es bleibt, Bibliotheken im historischen Prozess (Elmar Mittler, Kapitel 9.1 und 9.2) und ihre Gegenwart zu skizzieren, schließlich ihre Zukunft zu reflektieren. Die Auswahl von Bibliotheken, die in diesem Handbuch ihr Porträt vorstellen (Kapitel 9.3), ist riskant und exemplarisch, angreifbar und ausgewogen.

Am Ende die Zukunft: Jens Ilg (Kapitel 10.1) untersucht aus dem Blickwinkel des *linguistic turn* bibliothekarische Redeweisen über Zukunft und entdeckt, dass sie vor allem durch Unklarheiten gekennzeichnet sind. Wenn Bibliothekare über die Zukunft ihrer Einrichtungen reden, wird meist nicht deutlich, ob es sich um Utopien oder Prognosen, um Ideale oder Szenarien handelt. Elmar Mittler (Kapitel 10.2) prognostiziert in seiner Skizze eine realistische und wünschbare, wahrscheinliche und nützliche Zukunft der Bibliotheken und fasst damit Grundaussagen dieses Handbuchs zusammen. In seiner essayistischen Coda greift Stefan Gradmann die Rolle der Bibliotheken im Rahmen virtueller Forschungsumgebungen auf und entwirft für Hochschulbibliotheken eine zugespitzte Handlungsoption als ein forciertes Szenario eines »virtuellen informationsfachlichen Mittelbaus« der Hochschule (Kapitel 10.3).

Berlin, im Juli 2012

Konrad Umlauf

## 2. Die Bibliothek als Idee

### 2.1 ›Bibliothek‹ als Begriff und Metapher: Von der Büchersammlung zur Programmbibliothek

#### 2.1.1 Einleitung

In dem Maße, in dem Bücher und buchähnliche – oder allgemein gesprochen analoge – Informationsobjekte immer weniger wesenskonstitutiv sind für die Einrichtungen, die wir immer noch als ›Digitale Bibliotheken‹ bezeichnen, ist der Terminus ›Bibliothek‹ selbst immer weniger ein ›eigentlicher‹, entfernt er sich stets weiter von seiner etymologischen Wurzel, wird zunehmend metaphorisch. Dieser Bewegung von der etymologischen Wurzel zur Metapher nachzuspüren ist Anliegen des vorliegenden Beitrages. Dabei beginne ich – wenig überraschend! – mit der historischen Wurzel des Terminus, um anschließend auf seine zunehmende Entstofflichung in der Schönen Literatur und im metaphorischen Gebrauch generell einzugehen. Dabei wird auch von den ebenfalls zunehmend metaphorischen Konstituenten von ›Bibliothek‹ zu handeln sein (wie ›Katalog‹ und ›Bestand‹), bevor dann in Verlängerung des bis dahin entwickelten Vektors und in Anlehnung an Bruno Menon vom ›Web‹ als Fluchtpunkt der im metaphorischen Gebrauch von ›Bibliothek‹ angelegten Bewegung zu sprechen sein wird. In diesem Zusammenhang wird auch den metaphorischen und mimetischen Beziehungen nachzugehen sein, die sich zwischen ›Netz‹, ›Labyrinth‹ und ›Bibliothek‹ denken und in der Literatur auch finden lassen. Schließlich wird abschließend zu fragen sein, wann der Punkt erreicht sein wird, an dem ›Bibliothek‹ nicht mehr intuitiv als Synonym für die zumindest abendländische Tradition der Wissensordnung stehen wird.

Dabei geht es nicht so sehr darum, die existierende und vielleicht in den Arbeiten von Kirsten Dickhaut zuletzt am besten zusammengefassten Forschungen zu den elementaren Denkfiguren im Umfeld des Begriffs ›Bibliothek‹ und deren Auftreten in

der erzählenden Literatur erneut zu referieren: Es geht mir vielmehr um eine sich entwickelnde Gedankenfigur und damit letztlich um die Frage, ob und wie lange denn die Bibliotheksmetapher gedanklich noch ›trägt‹.

#### 2.1.2 Etymologie und Konstituenten wirklicher Bibliotheken

Die Wurzel des Wortes ›Bibliothek‹ (wie auch die seines englischen Gegenstückes ›library‹) liegt im Buch: Das griechische ›βιβλίον‹ (oder eben das lateinische ›liber‹) waren und sind immer noch das nicht nur etymologische Herzstück der Bibliotheken. Daran zu erinnern ist nur scheinbar trivial: Es ergeben sich daraus eine Reihe von Implikationen, die in der Folge auch für das Verständnis der metaphorischen Rede von ›Bibliotheken‹ bedeutsam sind. Dabei sind Bibliotheken zum einen natürlich – dies die zweite etymologische Wurzel – Aufbewahrungsorte für βιβλία: θήκη bezeichnet erst einmal schlicht den Ort, an dem man etwas aufbewahrt – in der Antike war dies eine Truhe, in der Schriftrollen gelagert waren. Doch geschieht diese Aufbewahrung zugleich nach einem bestimmten Ordnungsprinzip und mit einer auch in der Antike schon mitschwingenden sozialen Funktion. ›record-office, registry‹ gibt das maßgebliche Lexikon von Lidell-Scott als zweite Wortbedeutung an, eine Registratur also, ein Ort der Dokumentation, an dem ›Dokumente‹ zudem in einer bestimmten Weise angeordnet sind. Die Informationsobjekte und ihre Ordnung sind die beiden wesentlichen Konstituenten der Bezeichnung für eine Institution, die zugleich Aufbewahrungsort als auch Ort des ›Verbürgens‹ ist, Bibliothek im modernen Sinne ebenso wie Archiv.

Dieser Ort nun hat eine Reihe konstitutiver Bestandteile und Eigenschaften, die dann in der Folge auch für die metaphorische Rede von der Bibliothek konstitutiv werden, und deren einige deshalb an dieser Stelle beispielhaft erwähnt werden sollen.

Neben den Büchern selbst sind dies zum Einen die Systeme für deren Aufstellung, Ordnung und

Kontextualisierung. Systeme für die Wissensrepräsentation und Wissensordnung wie Thesauri und Klassifikationen gehören sicher zu den ursprünglichen Kernbestandteilen des Begriffes ›Bibliothek‹. Und diese sind – von der physischen Ordnung von Büchern her gedacht – in ihrem Wesenskern primär oder gar exklusiv in monohierarchischen Taxonomien ausgeprägt.

Als ein weiterer Kernbestandteil von ›Bibliothek‹ erscheint dann ferner der ›Katalog‹ als die wiederum nach bestimmten Prinzipien geordnete Aufzählung der Bücher, als Verzeichnis des ›Bestandes‹ einer solchen βιβλιοθήκη. Dabei impliziert dieser Kernbegriff des Kataloges wiederum mindestens drei wesentliche Grundannahmen: Das ›Verzeichnis‹ ist als abgeschlossen oder zumindest abschließbar gedacht, die Menge der zu repräsentierenden Informationsobjekte mithin als finit und die Informationsobjekte selbst, die Bücher, als diskrete, und damit überhaupt erst aufzählbare Entitäten.

Ebenfalls inhärentes Merkmal der Katalog-Aufzählung ist die Sequentialisierung des Aufgezählten, seine serielle Ordnung – sei sie alphabetisch oder nach Erwerbungszeitpunkten oder auch im Sinne einer sequentialisierten Begriffsordnung: Grundlegend ist dabei immer die Idee einer Reihenfolge.

Hinzu kommen eine Reihe weiterer funktionaler Primitive, die gedanklich fest mit der Begrifflichkeit von ›Bibliothek‹ verbunden sind. Bibliotheken als Orte, aus denen Bücher entnommen und an die sie zurückgegeben werden (Ausleihe, Rückgabe). Bibliotheken als Institutionen, die Bücher erwerben. Als Orte der Stille, der Reduktion auf den einen Kommunikationskanal ›Lesen‹. Ferner als Garanten von Stabilität und Unveränderbarkeit der in ihnen aufbewahrten Objekte.

Und schließlich gibt es in ›Bibliotheken‹ eben auch ›Bibliothekare‹: Menschen, die Bibliotheken als Wissensordnungen herstellen und in ihnen Orientierung geben. Hüter des Schatzes ›Bibliothek‹ oder auch Wegweiser in seiner labyrinthischen Vielfalt – denn auch die Figur des Labyrinths ist von Alters her eng mit der ›Bibliothek‹ verwoben.

Viele der hier nur angedeuteten Konstituenten des Begriffes ›Bibliothek‹ werden uns im folgenden Abschnitt wieder begegnen, in dem vom metaphorischen Gebrauch des Wortes ›Bibliothek‹ gehandelt werden soll.

### 2.1.3 Bibliothek als Metapher

»Man könnte die Menschen in zwei Klassen abteilen; in solche, die sich auf eine Metapher und 2) in solche, die sich auf eine Formel verstehn. Deren, die sich auf beides verstehn, sind zu wenige, sie machen keine Klasse aus.« (Kleist, III, 338)

Was ist eine Metapher? Regale literaturwissenschaftlicher Literatur befassen sich mit dieser wohl bedeutendsten der klassischen rhetorischen Figuren. Dabei bleibt die traditionelle Antwort der auf Aristoteles zurückzuschreibenden Substitutionstheorie auf die oben gestellte Frage in gewisser Hinsicht unbefriedigend: Wenn eine Metapher tatsächlich nicht mehr als ein »abgekürzter Vergleich bzw. eine Ersetzung des ›eigentlichen‹ durch einen metaphorisch ›uneigentlichen‹ Ausdruck nach dem Kriterium der Entsprechung bzw. der Ähnlichkeit« (Vogt) sein sollte – wie kommt es dann überhaupt zum metaphorischen Sprachgebrauch? Weshalb einen ›uneigentlichen‹ anstelle eines ›eigentlichen‹ Sprachterms verwenden?

Diese Frage hat zu einer Jahrtausende langen Auseinandersetzung mit dem Metaphernbegriff geführt, in deren Verlauf immer deutlicher geworden ist, dass die Metapher etwas leistet, was der ›eigentliche‹ Sprachterm nicht leisten kann (bzw. auch gar nicht leisten soll). Die Metapher – diese Vermutung hatte ebenfalls schon Aristoteles angestellt – füllt in vielen Fällen ganz offensichtlich eine semantische Leerstelle, nimmt einen Ort im Sprach- und Welt-system ein, der noch von keinem anderen Term wirklich besetzt ist: Das von Aristoteles selbst angeführte Beispiel ist die Rede von der Tätigkeit der Sonne als vom »Säen des Lichts«. Dies ist ganz offenkundig mehr als das banale »Scheinen« unseres Sprachgebrauchs, die metaphorische Rede evoziert hier Intention (Wer sät hat sicher auch das Ernten im Sinn), ein Element des Produzierens und Wachsens und dergleichen semantischen Überschuss mehr. Ganz ähnlich verhält es sich mit einem anderen prominenten klassischen Beispiel: In der homerischen Rede von Achilles als »Löwen in der Schlacht« substituiert *Löwe* ganz offenkundig einen deskriptiven Terminus vom Typ *kämpfender Held* in einem verkürzten Vergleich. Doch fügt er zugleich der Beschreibung Attribute des Königs der Tiere (dies selbst ist schon eines) hinzu, wie seine Mähne, sein Brüllen, sein (zugeschriebener) Mut und andere ›löwenhafte‹ Eigenschaften, die je nach Rezipient un-

terschiedlich intensiv evoziert sein werden, sämtlich jedoch semantischen ›Überschuss‹ jenseits rein denotativer Bedeutungsmodi darstellen.

Es handelt sich hier um etwas, das Barthes mit Bezug auf den ›mythischen‹ Diskurs (auch dies ist eine uneigentliche Form der Rede) als ›konnotativen Überschuss‹ identifizierte – und genau dies Operieren mit konnotativem Überschuss ist der Schlüssel für die Wirkungsmächtigkeit der Metapher wie auch des Mythos (den Barthes als komplexe metaphorische Narration begriff). Er erlaubt die Übertragung von Eigenschaften bekannter Denotate auf Dinge und Begriffe, die noch keinen Namen haben (das *Säen des Lichts*) oder deren Name – *Achilles* – mit Konnotation aufgeladen wird, die sich von ebenfalls bekannten Denotaten und deren konnotativem Hof herschreibt, wie im Falle des *Löwen*. Ganz offensichtlich also leistet eine Metapher etwas grundlegend anderes als eine Denotation – oder eben, um das oben zitierte Diktum Kleists aufzugreifen, als eine ›Formel‹. Denn mag man noch Denotation und Konnotation als Pole eines Bedeutungskontinuums ansehen, in dem nur der Intersubjektivitätsgrad variiert und derjenige von ›Denotation‹ einfach nur signifikant größer ist, so scheint Kleists Auffassung dessen, was eine ›Formel‹ ist, den Wechsel des Bedeutungsmodus selbst zu indizieren: von der Begründung in der Arbitraritätsbeziehung im sprachlichen Zeichen (mit mehr oder minder starken referenziellen Anteilen) zu ›Gesetzmäßigkeit‹, ›Regel‹ und ›Vorschrift‹, die sich typischerweise in Formeln manifestieren.

Ein erstes und zugleich recht weitgehendes Beispiel für den metaphorischen Gebrauch von ›Bibliothek‹ ist die Bezeichnung ›Programmbibliothek‹ in der Programmierung. Es handelt sich gewiss nicht um eine metonymische Beziehung, denn die hier in Rede stehende ›Bibliothek‹ hat mit der traditionellen Welt der geordneten Büchersammlung fast nichts mehr gemein, eine Kontiguitätsrelation ist mithin so gut wie gar nicht herstellbar. Auch um eine Synekdoche im Sinne der traditionellen rhetorischen Tropen handelt es sich sicher nicht, denn wir sprechen hier nicht über den Sonderfall des allgemeinen Begriffs ›Bibliothek‹ (wie dies etwa in der Rede von der ›Fahrbibliothek‹ der Fall wäre).

Es handelt sich aber in der Tat um ein besonders schönes Beispiel für einen metaphorischen Sprachgebrauch, denn die Wahl der Bezeichnung ›Bibliothek‹ für eine »Sammlung von Programmfunktionen für zusammengehörige Aufgaben« (Wikipedia)

ist fast ausschließlich konnotativ motiviert: Es geht hier nicht um Bücher oder abstrakte Wissensordnung – aber einige der im letzten Abschnitt genannten Komponenten und funktionalen Primitive scheinen hier für die Wahl des Terminus Bibliothek ausschlaggebend gewesen zu sein. So ganz offensichtlich etwa die Idee einer geordneten und in sich geschlossenen Sammlung von Funktionsobjekten (hier gekapselt implementierten Funktionen), die für eine geschlossene Gruppe von Benutzern für ›Ausleihe‹ und ›Rückgabe‹ zur Verfügung stehen – denn es handelt sich hier gerade nicht um quelloffene Open Source, sondern in der Regel um Hilfsmodule für kommerzielle Softwareprodukte, deren Nutzung kontrollierbar sein soll. Der Gebrauch des Wortes ›Bibliothek‹ in diesem Kontext also lädt letztlich sein Referenzobjekt semantisch auf und versieht es mit positiv konnotierten Attributen und Assoziationen – und wahrscheinlich ist dies in diesem Fall seine Hauptfunktion.

Doch gibt es einen anderen Diskursbereich, der wie kein anderer in der metaphorischen und allegorischen Rede verwurzelt ist und in dem nun im Folgenden exemplarisch den Spuren der ›Bibliothek‹ nachgegangen werden soll: Es ist dies der Bereich der ›Schönen Literatur‹, der Fiktion – in diesem Falle als Heimat von ›Bibliotheken‹. Dies allerdings nicht (wie anderenorts sattsam geschehen, so etwa bei Dickhaut 2004 und Dickhaut 2005) im Sinne von Bibliotheksbeschreibungen als Teil der erzählerischen Handlung: Hier liegt wohl ein reiches Forschungsfeld für die literaturwissenschaftliche Toposforschung, das sich aber sicher nicht erschöpfend und auch nicht sinnvoll im Rahmen eines bibliotheks- und informationswissenschaftlichen Handbuchbeitrages abschreiten lässt.

Es geht mir vielmehr in den im Folgenden ausgewählten Beispielen um vier unterschiedliche metaphorische Diskurse, fokussiert jeweils auf eine bestimmte Sicht der Bibliothek als Ordnungssystem: Stifters Vision einer ›Ordnung der Dinge‹ im gigantischen ›Bücherzimmer‹ des *Nachsummers*, der kulturkonstitutive Mythos vom Untergang der Bibliothek von Alexandria, Borges' *Bibliothek von Babel* als eine Endzeitvision des Sammlungsgedankens am Rande der Entropie und schließlich General Stumm von Bordwehrs Besuch der Wiener Staatsbibliothek in Musils *Mann ohne Eigenschaften* als Teil seiner hoffnungslosen »Bemühung, Ordnung in den Zivilverstand zu bringen«.